

WITOLD SADZIŃSKI
ORCID: 0000-0003-4999-7545
Uniwersytet Łódzki, Polen

Lehnwortgut oder (Neo)Sprachpurismus: Eine falsche Alternative anstelle komplementärer Dialektik

Ohne Lehnwörter bzw. Lehnschöpfungen kommt man schlecht aus. Dies bekunden die meisten Sprachen – Nehmersprachen genauso gut wie Gebersprachen. Die Ersteren greifen nach fremden Prägungen, weil ihre einfachen Wortschöpfungsreserven wie Ableitung, Wortkomposition, Polysemierung bzw. Metaphorisierung ursprünglich monosemer resp. nichtmetaphorischer Lesarten, dem Nominationsbedarf¹ nicht mehr nachzukommen vermögen. Hinzu kommt, dass manche Nominationszugriffe bereits ausgedient haben: Dies trifft etwa auf die im Althochdeutschen üblichen Kenninge und Heitis² zu, die noch im „Hildebrandslied“ (8. Jh.) begegnen – man denke an *seolidante* ‘Seefahrer’ [‘Seeleidende/der Seenot Preisgegebene’] resp. *ferah* (< idg. *perk-* ‘Eiche’) ‘Leben – unnachgiebig wie eine Eiche’.³ Selbst das periphere Isländisch, das sich abkapselnd tendenziell

¹ „Nomination ist Referenz plus – vor allem – Wertungspragmatik“ (Bellmann 1996:11, zit. nach Stopyra 2016:64). „Nominationsakt [ist] dann geglückt, wenn der Rezipient nicht nur versteht, von welchem Objekt der Nominator spricht, sondern wenn er zugleich die Einstellung des Nominators zum persönlichen oder unpersönlichen Referenzobjekt erfährt“ (Stopyra 2016:64).

² Eine Kenning versteht sich als bildliche Umschreibung eines Begriffs durch mehrgliedrige, das Heiti hingegen – durch eingliedrige Konnotationsbenennungen (vgl. Simek/Pálsson 1987).

³ Sowohl *seolidante* als auch *ferah* verstehen sich als jeweils komplementäre Nominationsvarianten zu ahd. *seoliuti* resp. *lebēn*. Die Symbolträchtigkeit der Eiche als Inbegriff und Nonplusultra der Unnachgiebigkeit von dazumal ist plausiblerweise auch in deren botanischer Taxonomie nachweisbar: *robur* als Artepitheton der Spezies *Quercus robur* ‘Stieleiche’ rekuriert auf eine andere Nominationsvariante für ‘Eiche’, die im Deutschen in *robust* (< *robur*) fortlebt. Wohl gemerkt – *ferah* wurde später auf die Kiefer (> dial. *Föhre*) als die den Germanen fortan besser vertraute Baumart übertragen.

auf administrativ vorgeschriebenen einheimischen Wortschatz kapriziert⁴ – die dem Germanischen nachempfundenen Kenninge und Heitis mit eingeschlossen⁵ – kann nicht umhin, fremde Wortanleihen (vorzugsweise Anglizismen) zu machen: „Ein Anschwellen von Anglizismen, ähnlich wie im Deutschen, ist seit den 1950er Jahren auch auf Island zu bemerken“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Isländische_Sprache).

Nehmer- und Gebersprachen sind im Grunde in einem Staffellauf begriffen. Die Ersteren sind auf die anderen angewiesen – und jene haben es zu Gebersprachen gebracht, weil sie einst selber eifrige Nehmersprachen waren. So ist bspw. Französisch als Tochtersprache des Lateins per se gar eine Mehrfachnehmersprache geworden, indem es nicht nur seine Muttersprache selbst, sondern darüber hinaus die von dieser zuhauf gemachten fremden Anleihen – allen voran die Gräzismen – sich zu eigen machen bzw. verwerten konnte. Desgleichen beläuft sich der Anteil allein am latino-romanischen Lehnwortgut im ursprünglich germanisch angestammten Englisch, derzeit mit mehr als 600.000 Lexikoneinträgen „der wortschatzreichsten Sprache der Welt“ (Bogacki 2017:21) und wohl mit Abstand der größten Gebersprache, auf 60% – vom anderen Lehngut, nicht zuletzt aus der späteren Kolonialzeit, ganz zu schweigen (vgl. Baugh/Cable 1994:105–123).

So seltsam es auch anmuten mag, Nehmersprachen sind ohnehin stets darauf bedacht, ihr tradiertes Sprachbild (auch Idiom genannt) und mithin die „soziale Repräsentanz“ im Sinne von Moscovici (2000)⁶ nach Möglichkeit zu wahren – aber gleichwohl bereit, an die durch Nominationsnot bedingte fremde lexikalische Aushilfe Zugeständnisse zu machen. Dies stellt bereits Luthers Bibelübersetzung unter Beweis, indem etwa die Attribute der Muttergottes Maria – *benedicta* bzw.

⁴ „Seit 1964 besteht darum in Island ein eigenes Komitee, das für neue Begriffe rein isländische Ausdrücke findet“ (vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Isländische_Sprache).

⁵ Ein Paradebeispiel für den ersten Zugriff wäre das Kofferwort *tölva* (< *tala* „Zahl“ + *völva* „Wahrsagerin“) für *Computer* (vgl. Schmid 2001). Ein scheinbares deutsches Analogon unter den äußerst spärlichen Belegen dieser Art, nämlich *Tarnkappenflugzeug/-schiff*, gehört schlecht hierher, denn im Unterschied zum isl. Beispiel ist es kein Kofferwort und mithin keine neue Begriffsumschreibung, sondern vielmehr ein Artepitheton zum bestehenden Gattungsdenotat *Flugzeug*. Demgegenüber wäre womöglich *Troll*, ursprünglich Name dämonischer Trickster und Gestaltwandler der germanischen Mythologie, die sich mit Vorliebe als Bösewichte betätigten – ab 1990 neusemantisiert für Zwecke der Netzkultur genutzt – als ausgefallenes Beispiel für ein dem Altgermanischen nachempfundenes Heiti einzustufen (vgl. Sodziński 2015:98).

⁶ “[Social] representations have precisely two roles: First they the conventionalize the object, persons and events we encounter. They give them a definite form, locate them in a given category and gradually establish them as a model of a certain type, distinct and shared by a group of people. All new elements adhere to this model and merge into it. Thus we assert that the earth is round, we associate the communism with the colour red [...] Secondly, representations are prescriptive, that is, they impose themselves upon us with an irresistible force. This force is a combination of a structure which is present before we have even begun to think, and of a tradition which decrees what we should think” (Moscovici 2000:22f.).

gratia plena – abwechselnd als (stark eingedeutschtes) Lehnwort *gebenedeit* resp. durch einheimische Prägung *selig* wiedergegeben werden.⁷

Ein anderes Paradebeispiel dafür – gleichsam im Zeitraffer – wäre der Computer als Denotationsobjekt. Dafür schien im Deutschen zunächst *Rechner* wie gerufen parat zu sein.⁸ Tatsächlich kann der Computer auch als Rechenanlage angesehen und genutzt werden, aber er kann doch weit mehr als das. Er versteht sich halt in erster Linie als elektronische Datenverarbeitungsanlage. Dies führte mithin zu einer Kompromisslösung: *Rechner* wird vorzugsweise umgangssprachlich für *Personal Computer* (PC) verwendet,⁹ während ansonsten – im Dienste des Fachwortschatzes – *Computer* steht und folglich einzig und allein als Komponente des Wortfeldes für alle hochentwickelten EDV-Anlagen bzw. -Verfahren herangezogen wird – man denke an *Wearable Computer*, *DNA-Computer*, *DNS-Computer*, *Computer-to-Plate-Verfahren*, *computergeneriert* u.a.m.¹⁰

Daraus erhellt, dass man bei der Schließung einer Nominationslücke nicht zuletzt die Dialektik des Widerstreits zugunsten eines einheimischen bzw. eines Lehnwortes walten lässt, die zeitweise oder gar auf die Dauer in der Schwebe bleiben kann.

Nicht alle einheimischen Äquivalente setzen sich gegen Lehnwörter durch. Dies trifft z.B. auf *Rauchrolle* als purifizierendes Äquivalent für ‘Zigarre’ zu (vgl. Blume 2013). Aber auch fremde Anleihen setzten sich mitunter erst nach anfänglichen Rückschlägen durch. Allen voran seien hier Goethes Bedenken gegen die französische Anleihe *Composition* in seinen „Gesprächen“ mit Eckermann zu nennen – nicht zuletzt vor dem Hintergrund deren bereits etablierter Verdeutschungen:

⁷ Hierzu Luthers Kommentar aus seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ (online: literaturportal-bayern.de): „Item, da der Engel Mariam grüßet und spricht: Gegrüßet seist du, Maria voll Gnaden, der Herr mit dir. Nun wohl, so ist’s bisher einfach dem lateinischen Buchstaben nach verdeutschet. Sage mir aber, ob solchs auch gutes Deutsch sei? Wo redet der deutsch Mann so: Du bist voll Gnaden? Und welcher Deutscher verstehet, was da heißt: voll Gnaden? Er muss denken an ein Fass voll Bier oder Beutel voll Geldes; darum hab ich’s verdeuscht: Du Holdselige, worunter ein Deutscher sich sehr viel eher vorstellen kann, was der Engel meinet mit seinem Gruß“.

⁸ Hinzu kommt, dass *Rechner* und *Computer* als in etwa bedeutungs- und sachverwandt anzusehen sind: etymologisch geht *Computer* nämlich auf lat. *computare* ‘mit einschneiden’ zurück – und dessen bildhafte Bedeutung verkörpert das Kerbholz als rudimentäres Instrument, etwa das Frondienstoll (leibeigener) Bauern rechnerisch zu überwachen. Diese etymologische Folie von *Computer* ist allerdings aus dem Sprachbewusstsein schon längst ausgeblendet. Demgegenüber wird die semantische Transparenz von *Rechner* zum Nachteil, seinen Bedeutungsumfang auf EDV-Anlagen bzw. -Verfahren auszuweiten.

⁹ Wohl gemerkt – *Personal Computer* (PC) scheint ohnehin dicht hinterher zu sein.

¹⁰ Die angeführten Lemmata wurden einem Nachschlagewerk des Gemeindefachdeutschen (<https://www.duden.de/woerterbuch>) entnommen – in einem Wörterbuch des Fachdeutschen wäre deren Zahl um ein Mehrfaches höher.

Eben so ungehörig, fuhr Goethe fort, „gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck *Composition*. Ich kann aber wohl die einzelnen Theile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von *Composition* reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemeinsamen Seele durchdrungenen Theile eines organischen Ganzen im Sinne habe“. Es will mir sogar scheinen, versetzte ich [Eckermann], als ob der Ausdruck *Composition* auch bei echten Erzeugnissen der Kunst und Poesie ungehörig und herabwürdigend wäre. Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, erwiderte Goethe, das wir den Franzosen zu danken haben und das wir so bald wie möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan *componirt* – *Composition!* – Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! – Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von einem Hauch eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot (Eckermann 1939:604; alle Hervorheb. im Original, W.S.).

Interessanterweise gebraucht Goethe – wenn es darauf ankommt – im weiteren Verlauf der „Gespräche“ fast ausschließlich das zunächst gar stigmatisierte Wort auf Kosten der – wie gesagt – damals bereits etablierten Verdeutschungen, wie *Tonschöpfung*, *Tonsatz*, *Tonsetzen*.¹¹ Der Beweggrund für diesen Umschwung dürfte gewesen sein, dass die „soziale Repräsentanz“ von ‘Komposition’ in der Zeitspanne der Verzeichnung der „Gespräche“ (1823–1832) offenbar deutlich um sich gegriffen hat, und sich fortan nicht mehr nur auf Kulinarisches bzw. Handwerkliches allein beschränkte.¹² Hier mag weiterhin aber auch ein grammatisches – vorzugsweise morphologisches – Argument mitgespielt haben: *Composition* eignete sich besser als Ableitungsbasis für zahlreiche Elemente der anvisierten Wortfamilie und als Komponente der anfallenden Komposita. Das vorausgehende Zitat mit Goethes abschätziger Stellungnahme zu *Composition* wurde von Ecker-

¹¹ Diese heute meist verkannten Verdeutschungen sind noch etwa im Grimmschen Wörterbuch (Grimm 1991) – auch anhand der Zitate aus Goethes Werken – nachweisbar. Die letztere Verdeutschung – *Tonsetzen* – begegnet aber auch noch in Th. Manns Roman „Doktor Faustus“ (1947), dessen Protagonist halt – wie es bereits im Untertitel heißt – „der deutsche Tonsetzer“ Adrian Leverkühn ist.

¹² Man sollte mit in Betracht ziehen, dass die Entwicklung des Deutschen zu Lebzeiten Goethes ziemlich schnell vor sich ging – wenn man nämlich bedenkt, dass sie auch die Grammatik miterfasste: So lautete der Titel der Originalfassung seines berühmten Briefromans von 1774 *Die Leiden des jungen Werthers*, aber in der überarbeiteten Ausgabe von 1787 entbehrt der auf den Titelprotagonisten bezogene Genitiv der *s*-Endung, wie sie in analoger Stellung des Eigennamens bis heute unterbleibt: *Die Leiden des jungen Werther*.

mann belassen, um offenbar Goethes, aber auch der deutschen Sprache Werdegang zu dokumentieren.¹³

Aber auch das Gegenteil – dass nicht das Fremdwort, sondern dessen Verdeutschung zunächst kontestiert wird – trifft zu: Eine solche Bewandnis hatte es etwa mit *Umschlag* als Verdeutschung für die französische Anleihe *Couvert*, bis die dominante Lesart dieser Verdeutschung nicht mehr auf feuchte Tücher der damaligen Heilpraxis festgelegt war:

In einer seiner gedruckten Plaudereien (Riegel 1898: Bd. 2:161) erinnert Hermann Riegel [Direktor des Herzoglichen Museums in Braunschweig, 1885 Gründer des puristisch angelegten Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (ADSV) – W.S.] daran, dass dem Wort *Briefumschlag* anfangs von seinen höchst amüsierten Kritikern der alsbaldige Untergang prophezeit worden sei, wahrscheinlich, weil sie sich an medizinische feuchte Umschläge erinnert fühlten, die um die Briefblätter zu wickeln seien (Blume 2013).

Große Sprachwissenschaftler, darunter Jacob Grimm, räumten den Fremdwörtern einen wichtigen Stellenwert in der Sprachentwicklung¹⁴ ein, was leider in vielen Fallstudien zum deutschen Sprachpurismus vorenthalten bleibt. Indes differenzierte der um die Reinheit des Deutschen besorgte Jacob Grimm zwischen „zwei ganz von einander abstehenden gattungen ausländischer wörter“ (Kotin 2019):

Alle Sprachen solange sie gesund sind, haben einen naturtrieb, das fremde von sich abzuhalten und wo sein eindrang erfolgte, es wieder auszustoszen, wenigstens mit den heimischen elementen auszugleichen. [...] es ist pflicht der sprachforschung und zumal eines deutschen wörterbuchs dem maszlosen und unberechtigten vordrang des fremden widerstand zu leisten und einen unterschied fest zu halten **zwischen zwei ganz von einander abstehenden**

¹³ Dies geschah sicherlich nicht ohne Mitwissen Goethes, der „die Aufzeichnung der Gespräche immerhin unter Kontrolle hatte“ und dem Verfasser versprach, „mit ihm zusammen die Aufzeichnungen durchzusehen und zu ›rektifizieren‹“ sowie „am 27. Januar 1830 eine ›Verzeihung an den Unterhaltungen‹ bemängelt“ hatte (Eckermann 1939:630 [„Nachwort des Herausgebers“]).

¹⁴ Aus gegenwärtiger Perspektive profitiert davon nicht nur die Sprachentwicklung, sondern auch die Synergie, wie sie Heidegger zufolge durch zwischensprachliche Interaktion – nicht zuletzt Sprachmittlung – der Erkenntnis und Deutung der Welt zugutekommt (zit. nach Żychliński 2006:106): „Durch die Übersetzung findet sich die Arbeit des Denkens in den Geist einer anderen Sprache übertragen und erfährt so eine unvermeidliche Transformation. Aber diese Transformation kann fruchtbar werden, denn sie lässt die fundamentale Fragestellung in einem anderen Licht erscheinen; sie bietet so den Anlass dafür, selbst klarer zu sehen und deren Grenzen genauer zu erkennen. Deshalb besteht die Übersetzung nicht bloß darin, die Kommunikation mit der Welt einer anderen Sprache zu erleichtern, sondern sie ist an sich eine Erschließung der gemeinsam gestellten Frage. Sie dient dem gegenseitigen Verständnis in einem höheren Sinn. Und jeder Schritt auf diesem Weg ist ein Segen für die Völker“.

gattungen ausländischer wörter [fett W.S.], wenn auch ihre grenze hin und wieder sich verläuft (Grimm 1991 [Vorwort], Spalte xxvi bzw. xxvii).

Besonders anschaulich wird die Dialektik des Widerstreits zwischen Fremdem und Einheimischem durch das Lebenswerk Johann Christoph Adelungs unter Beweis gestellt. Als Verfasser eines – mit Cirko (2006:134) zu sprechen – „monumentalen“ 5-bändigen, ursprünglich stark puristisch angelegten Wörterbuchs, stellte er im Vorwort zur zweiten Ausgabe und Neuauflage letzter Hand in einem (Adelung 1793–1801) fest, nicht zuletzt der Kritik Campe's (1801) an der Unzulänglichkeit seines Verdeutschungsprogramms in der 1. Auflage (Adelung 1774–1786) Abfuhr erteilend, dass voreilige Verdeutschungen kontraproduktiv seien:

Ich hatte bey der ersten Bearbeitung dieses Wörterbuches anfänglich den Entschluß gefasset, alle theils aus Noth, theils aus Unverstand und Mangel des Geschmackes in die Deutsche Sprache eingeführte fremde Wörter gänzlich bey Seite zu legen, und mich bloß auf eigentlich deutsche einzuschränken. [A]llein ich wurde doch sehr bald selbst überzeugt, daß die gänzliche Abwesenheit aller Wörter dieser Art leicht für einen wesentlichen Mangel gehalten werden könnte, zumahl da ein grosser Theil derselben nunmehr unentbehrlich ist, und für viele vielleicht noch mehr einer Erklärung bedarf, als eigentlich Deutsche Wörter.

Die Wertschätzung fremden Lehnguts als notwendige Folie für die Generierung einheimischer Treffer an klaffenden Wortschatzlücken weiß Fritz Tschirch tiefgründig und plausibel zu hinterfragen:

Die Berührung der Völker untereinander, die sich äußerlich im sprachlichen Fremdgut zeugnishaft niedergeschlagen hat, erzieht jedes Sprachvolk zu dauernder Weitung seines Blicks. Bedenkt man, welch beachtlichen Anteil das Fremdgut am Gesamtbestand jeder Kultursprache einnimmt, so wird die kaum zu ermessende Bedeutsamkeit und Folgeschwere solcher dauernden Erziehung deutlich. Eine Sprache, die sich von fremden Einflüssen reinzuhalten vermöchte – ein Ideal, das sich nicht verwirklichen läßt –, würde erstarren und müßte mit dem Volk, das sie spricht, in sich zerfallen und zugrunde gehen (Tschirch 1954:66).

In dessen anderer Fallstudie (Tschirch 1955) wurde anhand von acht einer Analyse unterzogenen Bibelübersetzungen (von den ältesten bis zur Gegenwart) dem Ergebnis der Sprachkontakte des Deutschen auf die Spur gegangen, und als Erkenntnisdominante stellte sich – auf Anhieb gar überraschend – der „Anstieg unserer Sprache zu immer größerer Freiheit, zur Eigenwüchsigkeit ihrer Gestalt gegenüber dem fremden Sprachvorbild“ (Tschirch 1955:IX) heraus.

Wie kann nun diese „Eigenwüchsigkeit des Deutschen gegenüber dem fremden Sprachvorbild“ interpretiert werden? An anderer Stelle wurde versucht, der Rolle des „fremden Sprachvorbilds“ durch Anlehnung an Wittgensteins Metapher von der „abzuwerfenden Leiter“ aus seinem „Tractatus“ beizukommen (Sadziński 2020:371): „[Man] muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem [man] auf ihr hinaufgestiegen ist (Wittgenstein 1998:6.54)“.

Fremdwörter sind mit solchen Leitern vergleichbar, die es erleichtern, zu einheimischen Treffern zu finden. Wenn dies gelingt, werden sie meist abgeworfen – ansonsten bleiben sie stehen. In allen beiden Fällen kann man sie gut brauchen. Es liegt allerdings im Interesse der jeweiligen Sprachbenutzer, dass möglichst viele Versuche mit dem Abwerfen der Leiter enden, denn dies gewährt eine optimale kognitive Apperzeption, indem nämlich aus motivierten Denotationsexponenten bereits bekannte Bewusstseinsinhalte abgerufen werden, während „bei Fremdwörtern [...] das jeweilige Wort sowieso intern intransparent und dadurch unmotiviert [ist]“ (Kotin 2019:61).

Wohlgermerkt: Ein gut Ding will Weile haben und deshalb seien voreilige Verdeutschungen oft kontraproduktiv, wie dies der bereits zitierte Johann Christoph Adelung, wenn auch im Nachhinein – in der zweiten Neuauflage seines „Grammatisch-kritischen Wörterbuchs“ – eingesehen hat. Ungefähr dasselbe hatte auch Goethe im Sinne, als er in „Maximen und Reflexionen“ (2006: Nr. Nr. 979 u. 980) den unreflektierten Sprachpurismus wie folgt anprangerte: „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt. [...] Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache Vieles oder Zarteres gefaßt hat“.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass Goethe – einer der Mitbegründer der deutschen Literatursprache (vgl. Greule 1998:3f.) – nach der Verfremdung des Deutschen bzw. Entstellung des deutschen Sprachbildes trachtete. Ganz im Gegenteil: Er wollte der deutschen Sprache – „fortbildungsfähig“, wie sie sei – durch Überbietung des jeweils „fremden Sprachvorbilds“ noch mehr Ausdruckskraft abverlangen, um schließlich die (damals „avant la lettre“) Wittgensteinsche Leiter womöglich abzuwerfen:

Alle Sprachen sind aus nahe liegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegende auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen um seinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhn-

licher Naturverhältnisse stets nach [fremden – W.S.] menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet. [...] Unsere Sprache ist so außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unsere Zuflucht nehmen müssen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszusprechende herankommen (Eckermann 1939:602f.).

Es bestätigt sich also einmal mehr, dass ein gesuchter muttersprachlicher Treffer nicht im Handumdrehen kommt – er braucht mitunter Zeit. Dies kann an der Verdeutschung von *Confusion* veranschaulicht werden. Naheliegend waren zunächst die Kalkierungen *Vermengung* und *Verrücktheit*, die auch in Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ vorkommen.¹⁵ Aber zum echten Treffer wurde erst *Verwirrung*:

Verwirrung ist nämlich – um einen translatorischen Terminus zu gebrauchen – eine kongeniale Wiedergabe der semantischen Struktur seiner französischen Vorlage, die ein Durcheinander im mentalen (auf Personen bezogenen) Sinne bzw. bezüglich eines mangelnden Ordnungsprinzips in sachlicher Dimension inkorporiert. [...] Das deutsche Äquivalent *Verwirrung* hat seiner französischen Vorlage *Confusion* obendrein voraus, dass es dank der semantisch konkurrierenden Partizipialformen dessen verbaler Derivationsbasis – *verwirrt* und *verworren* – die beiden oben genannten Lesarten von *Confusion* nunmehr auch morphonematisch differenzieren lässt – vgl. *Verwirrtheit* vs. *Verworrenheit* (Sadziński 2020:373).

Die vorausgehenden Ausführungen mögen die sprachimmanente Dialektik des Widerstreits zwischen fremder Aushilfe und einheimischer Abhilfe bei zu schließenden Nominationslücken veranschaulicht haben, die letzten Endes der Nehmersprache – in diesem Falle dem Deutschen – auf die Sprünge hilft, ohne dass das Fremde auf die Dauer überhandnimmt bzw. die Homeodynamik des Sprachsystems außer Kontrolle gerät.

Wenn dem so ist, dass Sprachen – wenn es darauf ankommt – voneinander profitieren können, dann fragt sich, wo die Brisanz des Fremdwortdiskurses oder gar der anfeindende (Neo)Sprachpurismus¹⁶ herrühren. Diesem Problem wird in einer umfangreichen und gut dokumentierten Fallstudie von Jürgen Spitzmüller

¹⁵ „Dadurch entsteht bey dem Publicum eine Confusion im Urtheil, eine *Vermengung* von verschiedenen Gattungen“ (S. 83). „Ja obendrein hat man die *Verrücktheit*, auch nach dem Orient zu weisen und da muß ein junger Mensch ganz confus werden“ (S. 66).

¹⁶ Der hergebrachte deutsche Sprachpurismus – mit staatlicher Rückendeckung – richtete sich gegen die „Verwelschung“ des Deutschen, d.h. vorzugsweise gegen die Gallizismen, und hat nach dem I. Weltkrieg praktisch ausgedient. Der deutsche Neosprachpurismus hingegen versteht sich als bürgerliche Initiative um den 1997 gegründeten Verein Deutsche Sprache (VDS) und ist gegen die „Anglizismen- und Amerikanismenschwemme“ gerichtet.

(2005) nachgegangen. Seine These, wie sie in der „Zusammenfassung“ auf den Punkt gebracht wird, mag auf den ersten Blick, nicht nur aus linguistischer Perspektive, eher pessimistisch anmuten, beim genaueren Hinsehen muss aber nicht. Nachstehend sei diese These der besseren Plausibilisierung halber in größeren Auszügen angeführt (fett von W.S.):

Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit bewegen sich in verschiedenen metasprachlichen Diskursen, Diskursen, die oft nicht kompatibel sind und mithin die Kommunikation von vorne herein erschweren. Diese These wird durch die detaillierte Analyse eines der prominentesten Themen des öffentlichen Metasprachdiskurses im letzten Jahrzehnt untermauert: des Sprachwandels durch Anglizismen. [...] Das Ziel der Analysen ist es, die ›Wissenstrukturen‹, die hinter dem öffentlichen Diskurs stehen, freizulegen und zu zeigen, welcher Sprachbegriff dem öffentlichen Metasprachdiskurs zu Grunde liegt. In einem weiteren Schritt werden die Befunde der Linguistik zu Anglizismen, wie sie insbesondere in Texten, die explizit an die Öffentlichkeit adressiert sind, geäußert werden, den Ergebnissen aus der Analyse des öffentlichen Diskurses gegenübergestellt. **Dabei zeigt sich in der Tat, dass die beiden Diskurse zu großen Teilen inkompatibel sind. Die Befunde der Linguistik fußen grosso modo auf einem funktionalen Sprachbegriff, bei dem Sprache als ein Funktionsgefüge aus verschiedenen Varietäten oder Funktionalstilen verstanden wird. Sprache gilt als offenes System, das sich permanent wandelt und den Gegebenheiten angepasst wird. Die Verwendung von Anglizismen ist das Ergebnis verschiedenartiger kommunikativer Bedürfnisse [...], weshalb Entlehnungen funktional erklärt und damit auch toleriert werden können. Im öffentlichen Diskurs dagegen gilt Sprache als ein geschlossenes, relativ statisches System mit scharfen Grenzen [...]. Entlehnungen sind aus dieser Perspektive daher etwas, was „von außen in die Sprache eindringt“ und daher eine potenzielle Gefahr für das Gebilde darstellt (was wiederum die Krankheits- und Flutmetaphorik sehr deutlich zeigt). Weiterhin zeigt sich, dass Sprache in der Öffentlichkeit mehr ist als ein Kommunikationsmedium: Sie fungiert als kollektives „Sozialsymbol“ und als Mittel der Identitäts- und Alteritätskonstitution. Der metasprachliche Diskurs ist daher niemals nur ausschließlich auf Sprache bezogen. Hinter ihm stehen immer auch gesellschaftliche Ängste, soziale Konflikte und mithin eine gegebene gesellschaftlich-historische Situation. Die Offenlegung dieser gesellschaftlichen und historischen Bezüge (in denen natürlich auch der linguistische Diskurs, wenn auch in spezifischer Weise, steht) ist daher ein weiteres Ziel der Untersuchung. Verkürzt gesagt zeigt die Untersuchung vor allem Folgendes: Die Teilnehmer im öffentlichen Diskurs stehen (mit gutem Grund) „ihrer“ Sprache sehr nahe, während die**

Linguistik als Wissenschaft Distanz zum Gegenstand schaffen muss. Das wirkt sich, wie gezeigt werden kann, sehr deutlich auf die Perspektiven und damit auch auf den Diskurs aus. Auf die Ausgangsfrage nach dem Verhältnis zwischen Linguistik und Öffentlichkeit bezogen kann die Arbeit zwar keine Patentlösungen anbieten (die es nach deren Befunden auch gar nicht gibt), sie kann aber der Linguistik einen neuen Zugang zum öffentlichen Diskurs und – darüber vermittelt – auch zu ihrer eigenen Position eröffnen, denn das Verständnis diskursiver Konflikte setzt das Bewusstsein von eigenen und fremden Diskursen voraus. Die Untersuchung plädiert daher nachdrücklich dafür, das Bewusstsein für die Verschiedenartigkeit der Diskurse zu schärfen. Das bedeutet, ihre Spezifika zu erfassen, sie aber auch in ihrer Unterschiedlichkeit zu akzeptieren. Eine Diskussion, bei der die Teilnehmer sich bewusst sind, dass die eigenen Prämissen nicht die des andern sein müssen, hat sicher nicht schlechtere Aussichten auf ein fruchtbares Ergebnis als eine, bei der die eigene Perspektive absolut gesetzt wird. Umso mehr, je genauer man das Gegenüber in den Blick nimmt. Insofern ist die Auseinandersetzung mit fremden und eigenen Diskursen und mithin die Intensivierung des Meta(sprach-)diskurses eine viel versprechende Perspektive für das Fach (Spitzmüller 2005: Kap. 9: Zusammenfassung und Fazit – ab S. 363).

Wir sehen also, dass in Geisteswissenschaften – anders als in Naturwissenschaften – rationale und emotionale Argumente sich die Waage halten bzw. abwechselnd einander überbieten können. Dies ist eine weitere Dialektik des Widerstreits, der im hier vorgetragenen Sachverhalt Rechnung zu tragen ist, und die in einem dialektischen Dreischritt meist auf eine Synthese hinausläuft. Jede Dialektik kann zunächst turbulent sein, aber die folgende Synthese wird zu ihrem Mehrwert, dem zugegeben mitunter Geduld entgegenzubringen ist. Und last but not least: Emotionen sollten sich in Grenzen halten – mit einem Schmähruf vom Typ „linguistische Laien ohne wissenschaftlichen Anspruch“ (Lisek 2014:127) an die Widersacher (in diesem Falle (Neo)sprachpuristen) ist nicht viel getan.

Literaturverzeichnis

- ADELUNG Johann Christoph, 1774–1786, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen, 1. Auflage, 5 Bände, Leipzig.
- ADELUNG Johann Christoph, 1793–1801, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, 2. Auflage (letzter Hand), 4 Bände, Leipzig.
- BAUGH Albert C. / CABLE Thomas, ⁴1994, A History of the English Language, London.
- BELLMANN Günter, 1996, Der Beitritt als Wende: Referenz und Nomination, Berlin/Boston.
- BLUME Herbert, 2013, Erfolge und Misserfolge des lexikalischen Purismus in Deutschland zur Zeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und heute, in: Online-Archiv Muttersprache 3.

- BOGACKI Krzysztof, 2017, La nomenclature des dictionnaires du français et la richesse lexicale des langues, in: Wawrzyńczyk J./Wierchoń P. (Hrsg.), Wokół 300 tysięcy polskich słów. Wstęp do hasłownikologii, Warszawa, S. 21–30.
- CAMPE Joachim Heinrich, 1801, Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter. Ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche (2 Teile), Braunschweig (auch online abrufbar über <http://gdz.sub.uni-goettingen.de>).
- CIRKO Lesław, 2006, Polonica im *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* von Johann Christoph Adelung, in: Balzer B./Haub M. (Hrsg.), Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik, Bd. 1 Sprachwissenschaft, hrsg. von Franz Simmler und Eugeniusz Tomiczek, Wrocław/Dresden, S. 133–143.
- Duden, 2000, Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim u.a.: Dudenverlag, (CD-ROM-Ausgabe).
- ECKERMANN Johann Peter, 1939, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 22. Originalauflage, Leipzig.
- GOETHE Johann Wolfgang, 2006 [1833], Maximen und Reflexionen, München.
- GREULE Albrecht, 1998, Der Mythos von der Sprachreinheit im Deutschen. Geschichte des Purismus und die Fremdwortfrage heute, in: *Lingua ac Communitas* 8, S. 3–12.
- GRIMM Jacob / GRIMM Wilhelm, 1991, Deutsches Wörterbuch, Fotomechan. Nachdr. d. Erstausg. (Leipzig: Verlag von S. Hirzel 1854–1984), München (auch online abrufbar: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?).
- HEIDEGGER Martin, ¹⁹2006 [1927], Sein und Zeit, Tübingen.
- KOTIN Michail L., 2019, Misslungene Wortgeschichten: ein systembasierter Zugriff, in: Komenda Earle B./Nerlicki K./Sztandarska K. (Hrsg.), *Cogito, ergo sum – Wortschatz, Kognition, Text*. Professor Ryszard Lipczuk zum 70. Geburtstag gewidmet, Hamburg, S. 55–66.
- LISEK Grzegorz, 2014, Sprachgesetze – ihre Begründungen und ihre Effektivität. Polnisch-deutscher Vergleich der Sprachpolitik, Berlin.
- MOSCOVICI Serge, 2000, Social Representations. Explorations in Social Psychology, hrsg. von Duveen G., Cambridge (auch online abrufbar: <https://is.muni.cz/.../um/S.Moscovici-SocialRepresentations.pdf>).
- RIEGEL Hermann, 1898, *Unter dem Striche* (4 Bde.), 2. vermehrte Auflage, Hannover.
- SADZIŃSKI Roman, 2015, Sprachliche „Recycling“-Strategie, in: *Colloquia Germanica Stetinensia* 24, S. 89–102.
- SADZIŃSKI Witold, 2020, Im Zeichen regionalen und fremden Lehnguts: Zum Hergang der deutschen Literatursprache, in: Wojan K. (Hrsg.), *Wokół pewnego cytatu* [Festschrift zum 75. Geburtstag von Professor Jan Wawrzyńczyk], Warszawa, S. 357–382.
- SCHMID Hans Ulrich, 2001, Wörterbuch Isländisch-Deutsch, Hamburg.
- SIMEK Rudolf / PÁLSSON Hermann, 1987, *Lexikon der altnordischen Literatur*, Stuttgart.
- SPITZMÜLLER Jürgen, 2005, Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption, Berlin/New York.
- STOPYRA Janusz, 2016, Die Motivation referenzidentischer Benennungen aus dem Bereich der deutschen und polnischen Wortbildungsprodukte, Hamburg.
- TSCHIRCH Fritz, 1954, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt – Grundauffassungen und Fragestellungen in der heutigen Sprachwissenschaft*, Berlin.
- TSCHIRCH Fritz, 1955, 1200 Jahre deutsche Sprache. Die Entfaltung der deutschen Sprachgestalt in ausgewählten Stücken der Bibelübersetzung vom Ausgang des 8. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Ein Lese- und ein Arbeitsbuch, Berlin.
- WITTGENSTEIN Ludwig, 1998 [1921], Logisch-philosophische Abhandlung. *Tractatus logico-philosophicus*. Kritische Edition, Frankfurt am Main.
- ŻYCHLIŃSKI Arkadiusz, 2006, *Unterwegs zu einem Denker. Eine Studie zur Übersetzbarkeit dichterischer Philosophie am Beispiel der polnischen Übersetzung von Martin Heideggers ‘Sein und Zeit’*, Wrocław/Dresden.

Loan words or (neo)linguistic purism: A false alternative instead of complementary dialectics

Loan words generally have a bad reputation – but it is hard to imagine the language without them anyway. The reason for this ambivalence seems not least to be the fact that foreign borrowings, mostly in *statu nascendi*, may cause hostility because of the disruption of the usual resting position, while their numerically serious catalytic role in the establishment of target language equivalents – usually with the disappearance of the borrowings connected – mostly goes unnoticed. This discrepancy is summed up as the dialectic of conflict, and according to Spitzmüller (2005) as the “incompatibility of two divergent discourses”: “[It] shows that language in public is more than a medium of communication: it functions as a collective ›social symbol‹ and as a means of constituting identity and alterity. Metalinguistic discourse is therefore never exclusively related to language. Social fears, social conflicts and therefore a given socio-historical situation always stand behind it.”

Keywords: foreign words, loan words, (neo)linguistic purism, nomination, recipient and donor languages.